



Nina
Schiffer

LESEPROBE

**DEINE WORTE
IN MEINEM
HERZEN**

 FOREVER 



Die Autorin

Nina Schiffer, geboren 2001, ist noch Schülerin und lebt in der Nähe von Düsseldorf. Sie hat schon mehrere Schreibwettbewerbe gewonnen, unter anderem war sie 2017 Stipendiatin des sechsmonatigen Mentorenprogrammes des Friedrich-Bödecker-Kreises NRW. Sie wurde dabei von der Kinder- und Jugendbuchautorin Aygen-Sibel Çelik exklusiv betreut. Auf der kanadischen Platt-

form Wattpad hat sie viele Leser mit ihren Büchern begeistert. Sie liebt deutsche Popmusik, Schokolade und gute Bücher. Auf Instagram führt sie einen erfolgreichen Buch-Blog.

Das Buch

Seitdem ihr Bruder nach ihrem Autounfall im Koma liegt, spricht die 16-jährige Ella nicht mehr mit Fremden. Selbst bei der Polizei, die auf der Suche nach dem Unfallverursacher ist, bringt sie kein Wort über die Lippen. Doch da lernt sie im Krankenhaus Leonard kennen, dessen Mutter an Krebs erkrankt ist. Vom ersten Moment an ist sie fasziniert von dem Jungen, der sein Schicksal so leicht zu schultern scheint. Immer wieder kreuzen sich ihre Wege, und als es Leonards Mutter immer schlechter geht, wird Ella eins klar: Sie muss endlich wieder sprechen. Denn nur so kann sie Leonards Herz erreichen ...

Nina Schiffer

Deine Worte in meinem Herzen

Roman

 FOREVER 

Forever by Ullstein
forever.ullstein.de

Originalausgabe bei Forever
Forever ist ein Digitalverlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
September 2017 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2017
Umschlaggestaltung:
zero-media.net, München
Titelabbildung: © FinePic®
Autorenfoto: © Malek Sayadi

ISBN 978-3-95818-215-8

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

*Für Janne Schmidt und Andreas Müller, weil die beiden auch
im dunkelsten Tunnel immer mit einem Licht für mich zur
Stelle sind.*

Kaltes Scheinwerferlicht erfüllt den Innenraum unseres Autos. Ein Wagen kommt unserem gefährlich nahe. Zu nahe. Ich sehe rüber zu meinem Bruder, doch Levin sieht ganz entspannt aus. Selbst wenn ich die Augen zusammenkneife, kann ich den anderen Fahrer im gleißenden Licht nur schemenhaft erkennen. Er hat bestimmt schon etwas getrunken, so unkontrolliert, wie er fährt. Im Rückspiegel kann ich erkennen, wie sein Wagen immer wieder auf unsere Spur wechselt. Mein Herz beginnt zu rasen und ein dünner Schweißfilm bildet sich auf meiner Stirn. Jetzt wird auch mein Bruder unruhig und merkt, dass der andere Wagen uns viel zu knapp folgt. Er versucht noch Gas zu geben und sich von dem Auto zu entfernen, aber er hat keine Chance. Ein kurzer Moment und es passiert. Der Wagen trifft uns mit voller Wucht von hinten. Ab diesem Augenblick geschieht alles wie in Zeitlupe. Ich habe das Gefühl, ich wäre gar nicht selbst im Auto, sondern würde nur zusehen. Mein Kopf schlägt gegen die Kopfstütze des Beifahrersitzes. Schmerz durchzuckt mich wie spitze Bogenpfeile. Unser Wagen schlittert nach vorne. Blut schießt aus meiner Nase und rinnt über meine Lippen. Ich fühle mich wie gelähmt. Das Blut fließt einfach weiter. Unser Wagen fängt an zu schlingern, Levins Fuß steht immer noch auf dem Gas. Ich ziehe die Handbremse. Das Auto muss stehen bleiben, die Bäume am Straßenrand kommen immer näher. Ein heftiger Ruck. Und stopp.

Mein Blick fliegt zu meinem Bruder. Er bewegt sich nicht. Seine Hände liegen auf seinen Oberschenkeln. Seine eisblauen Augen sind weit geöffnet, doch er zeigt keinerlei Reaktion. Er ist tot. In das Blut, das aus meiner Nase tropft, mischen sich Tränen. Levin hat eine Platzwunde an der Stirn, aus der auch Blut rinnt. Ich muss die Polizei rufen. Und einen Rettungswagen. Doch meine Hände fühlen sich an, als hätte jemand die Verbindung zu meinen Nerven unterbrochen, ich kann mich nicht mehr bewegen. Plötzlich werde ich panisch, will hier weg, will hier raus.

Ich beginne zu schreien, ich schreie immer lauter. Hilfe! Ich muss hier raus! Ich stürze aus dem Auto. Ich übergebe mich. Mir ist so schlecht. Frische Luft. Frische Luft tut gut.

Mit einem Mal fällt mir auf, dass von dem Unfallverursacher jede Spur fehlt. Oh Gott. Vielleicht liegt er hier in irgendeinem Straßengraben und niemand findet ihn. Vielleicht ist er auch tot!

Ich muss den Notarzt rufen. Und die Polizei. Tränenüberströmt hole ich mein Handy aus meiner Hosentasche. Doch irgendwas hindert mich daran, auf den Notfallknopf zu drücken. Drei Anrufe von meiner Mutter.

»Ist alles okay bei euch, Ella? Ich geh jetzt ins Bett. Seid leise, wenn ihr reinkommt! N8 Mama.« Ich lösche die Nachricht von meinem Bildschirm. Meine Mutter wird gleich aus ihrem Schlaf hochschrecken, sich im Schlafanzug ins Auto setzen und zu uns fahren. Nein, wahrscheinlich ist sie jetzt schon wach, weil sie spürt, dass etwas nicht stimmt. Mütter merken so etwas doch immer. Denen kann man nichts vormachen. Meiner zumindest nicht.

Neben mir hält plötzlich ein Auto an. Ein älterer Mann kurbelt das Fenster herunter und sieht mich fragend an.

»Hattet ihr einen Unfall? Kann man euch helfen?«

Ich nicke stumm. Zu mehr bin ich nicht in der Lage.

»Kind, du blutest! Wir brauchen einen Arzt!«, fügt seine Frau hinzu.

Ich nicke wieder. Sie beginnt in ihrer Tasche zu kramen, und ehe ich etwas entgegenen kann, tippt sie schon auf ihrem Handy herum und ruft den Notarzt an. Ich zeige dem Mann, dass er aussteigen soll. Wir gehen zum Auto. Er hilft mir, Levin aus dem Wagen zu holen und in die stabile Seitenlage zu bringen.

»Er hat noch Puls«, stellt er fest. Das zu testen, habe ich in meiner Panik ganz vergessen. Dann nimmt er ein Taschentuch heraus und drückt es auf seine Wunde. Mir gibt er auch eins. Levin lebt.

Nach kurzer Zeit kommt seine Frau zu uns. »Die Polizei und der Notarzt sind unterwegs. Setz dich ruhig in den Wagen, du bist ganz unterkühlt, Kind!«, sagt die Frau. Ich schüttele den Kopf.

Ich kann nicht sprechen, obwohl ich es so gerne würde. Die Worte stecken im Hals fest und ich habe das Gefühl, ich würde dran ersticken. Wie ein Krümel in der Luftröhre, den man nicht hochwürgen kann. Für eine Sekunde denke ich an das, was gerade im Club passiert ist, und mir wird wieder schlecht. Doch ich kann dem Ehepaar jetzt nicht vor die Füße kotzen. Ich muss mich um Levin kümmern. Ich knie mich neben ihn auf den kalten Asphalt. Mir egal, was diese Frau darüber denkt.

Die Polizei trifft ein. Und auch der Notarzt. Stumm sehe ich dabei zu, wie sie Levin transportfertig machen. Ich schlucke, als ich sehe, dass sie ihm eine Sauerstoffmaske aufsetzen. Es geht alles ganz schnell, als würde man einen Film vorspulen. Doch ich sitze einfach nur hier und kann mich nicht bewegen. Das Ehepaar geht zu einem der Polizisten, um ein paar Fragen zu beantworten. Eigentlich müsste auch ich jetzt eine Aussage machen oder dem Ehepaar danken, aber ich fühle mich so

schlapp. Das Taschentuch ist schon völlig durchgeblutet und ich falte es noch einmal. Plötzlich spüre ich eine warme Hand auf meiner Schulter.

»Hallo.«

Pause.

Ich sehe nicht auf. Ich möchte jetzt nicht sprechen. Ich kann nicht.

»Ich bin Michael.«

Er denkt wahrscheinlich, dass ich ihm eher vertraue, wenn wir per Du sind. Doch das ist völliger Quatsch. Das hat ihm bisher nur noch nie jemand gesagt. Und ich werde es ihm auch nicht sagen.

»Es tut mir leid, was passiert ist. Die fahren mit deinem Bruder jetzt ins Krankenhaus.«

Pause. Keine Reaktion.

»Ist bei dir so weit alles okay?«

Ich nicke. Er setzt sich zu mir auf den Boden.

»Deine Nase?«, fragt er. »Blutet die stark? Vielleicht sollte da auch noch einmal ein Arzt drübergucken.« Michael sieht mich besorgt an. Das erkenne ich, obwohl es fast stockdunkel ist. Ich schüttele den Kopf. Die sollen sich um meinen Bruder kümmern. Das ist jetzt wichtiger.

»Habt ihr den Unfall verursacht?«, fragt er.

Ich schüttele wieder den Kopf.

»Weißt du, ob der Unfallverursacher noch irgendwo hier ist?«

Wieder ein Kopfschütteln.

»Wie heißt du denn?«

Meine Lippen formen meinen Namen, doch es kommt kein Ton heraus. Er wartet geduldig. Wahrscheinlich weiß er genau, dass Unfallopfer nicht die gesprächigsten Menschen auf der Welt sind.

Als ihm klar wird, dass er aus mir nichts mehr herausbekommen wird, fragt er: »Hast du einen Personalausweis dabei?«

Ich nicke.

»Ist er im Auto?«

Mein Kopf bewegt sich wie von selbst zu einem Nicken.

»Gut, ich schau gleich mal.« Er nickt, als würde er im Kopf Schritt für Schritt alles abhaken, was er mit mir klären muss.

»Ist der Unfallverursacher geflüchtet?«

Ein weiteres Nicken folgt. Warum stellt dieser Polizist bloß so viele Fragen? Kann er sich nicht vorstellen, dass ich in diesem Moment meine Ruhe haben will? Kann er nicht noch ein paar Tage warten mit seiner Fragerei?

»Möchtest du dich ins Auto setzen? Hier ist es so kalt.« Ich erkenne sein Gesicht nur schemenhaft, aber er sieht aus, als würde er zittern. Ich habe immer geglaubt, Polizeijacken wären warm: für jedes Wetter geeignet.

Ich nicke und stehe auf. Levin ist jetzt nicht mehr da. Die beiden Polizisten bringen mich hoffentlich zu ihm ins Krankenhaus. Ich möchte jetzt einfach bei meinem Bruder sein und sehen, wie es ihm geht. Michael stützt mich bis zum Auto.

»Wir bringen dich gleich zu deinem Bruder ins Krankenhaus. Von dort aus können dann auch deine Eltern verständigt und alles Weitere besprochen werden.«

Wie ferngesteuert nicke ich. Ich tupfe mir noch einmal über meine Nase, dann nehme ich das Taschentuch weg. Es kommt kein Blut mehr.

»Ich soll dir von dem Ehepaar alles Gute ausrichten«, sagt der zweite Polizist und lächelt freundlich. Ich nicke.

Ich blicke mich um, würde mich gerne noch einmal persönlich bei den beiden bedanken. Doch ich sehe nur noch die Rücklichter des Autos in der dunklen Nacht.

»Der ADAC kommt gleich und holt euer Auto ab. Und die SpuSi kommt auch noch«, informiert mich Michael.

Ich nicke nur beiläufig.

Als würde jemand anderes die Macht über meinen Körper haben, setze ich mich in das Auto und lehne meinen Kopf gegen die Kopfstütze. Spätestens jetzt wird meine Mutter merken, dass etwas nicht stimmt. Levin ist noch nie zu spät nach Hause gekommen. Und vor allem heute, wo er das erste Mal mit mir feiern geht, wird er explizit darauf achten, dass wir pünktlich daheim sind. Doch heute wird er gar nicht mehr nach Hause kommen.

Kapitel 1



Ich lausche der Musik. 48 Tage. Ein Kopfhörer steckt in meinem Ohr, der andere in dem meines Bruders. Mein Blick fliegt über die Maschinen, die Levins Leben seit eineinhalb Monaten kontrollieren. Er hat keine Macht darüber, ob sie da sind oder nicht. Niemand hat das. Denn ohne sie würde er nicht mehr leben. Er liegt im Koma, seit genau 1140 Stunden. Und ich vermisse ihn, obwohl er doch irgendwie noch da ist und auch wenn mir sein Pfleger immer sagt, dass es so besser für ihn ist. Dieser Unfall hätte einfach nie passieren dürfen. Wenn dieser betrunkene Mann nicht in unser Auto hineingeschlittert wäre, würde Levin jetzt quietschlebig neben mir sitzen. Dann müsste ich gar nicht hier sein. Wahrscheinlich würde er gerade zwischen einer Menge Müll in seinem Zimmer versinken und wir würden uns lauthals darüber streiten, wessen Musik schöner ist. Was würde ich alles dafür geben, dass er noch einmal mit mir darüber diskutiert. Selbst das vermisse ich. Ich möchte am liebsten gar nicht an diesen Abend zurückdenken, zu tief sitzen die Wunden, zu viel ist an diesem Abend kapputtgegangen.

Manchmal habe ich das Gefühl, dass diese Monitore nur ein Alibi sind. Eigentlich steckt in Levin gar kein Leben mehr. Er atmet nur noch, weil eine Maschine es für ihn übernimmt; er isst nur noch, weil er künstlich ernährt wird. Doch ich will ihn nicht aufgeben. Ich kann ihn nicht aufgeben. Es ist so mies, dass ihn so viele sofort verabschiedet haben. Es erkundigen sich keine Freunde mehr nach ihm. Niemand meldet sich. Aber Levin lebt. Das hoffe ich zumindest.

Irgendwann wird er hören, dass ich jeden Tag hier bin und ihm Musik vorspiele. Vielleicht wird er dann ein klitzekleines Zeichen von sich geben. Das würde uns alle ein bisschen beruhigen.

Mein Blick huscht zur Tür, als diese ein Geräusch von sich gibt. Hannes, Levins Pfleger, betritt den Raum. Wie jeden Tag. Seine blauen Augen fliegen routiniert über die Bildschirme.

»Na, Ella, alles gut bei dir?«, fragt er. Er schenkt mir ein freundliches Lächeln.

Ich nicke automatisch. Er weiß, dass ich mich um meinen Bruder Sorge, doch es lockert die Stimmung ein wenig auf, wenn er diese Frage stellt.

»Und meinst du, bei Levin ist auch alles in Ordnung?« Er schießt auf die Maschinen. Vielleicht, vielleicht auch nicht, wer weiß das schon. Hannes geht näher an den Monitor, der Levins Herzschlag kontrolliert. Das Herz meines Bruders scheint gleichmäßig zu schlagen, genau weiß ich das aber nicht. Er kritzelt etwas auf sein Klemmbrett.

»Später kommt noch einmal der Doktor zur Kontrolle.« Fünf Sekunden Pause. »Schauen deine Eltern heute vorbei?«

Ich schüttele den Kopf. Hannes hat gelernt, mir nur Fragen zu stellen, die ich mit Ja oder Nein beantworten kann. Mit einem Nicken oder einem Kopfschütteln. Es hat gedauert, bis er kapiert hat, wie unsere Kommunikation funktionieren soll, aber jetzt klappt es. Und ich freue mich immer, wenn ich ihn sehe, denn er gehört zu den wenigen Leuten, die meinen Bruder und mich noch nicht aufgegeben haben. Er glaubt daran, dass alles gut werden wird. Auch wenn er es nie ausspricht, ich sehe es in dem Glitzern seiner Augen. Vielleicht muss man so optimistisch sein, wenn man hier arbeitet, sonst hält man die psychischen Strapazen nicht aus.

Ich betrachte Levins dunkelblonde Haare und seine blassen Gesichtszüge. Man könnte meinen, er würde einfach nur

schlafen, so regungslos liegt er da. Doch in seiner mageren, blassen Gestalt steckt so viel mehr. Ich vermisse seine blass-blauen, strahlenden Augen und sein Lächeln mit den süßen Grübchen. Meine Augen fixieren das Muttermal auf seiner Wange, für das er sich immer geschämt hat, weil er es uncool fand, aber meine Mutter hat es immer gemocht. Wie Mütter halt so sind. Hannes steht neben mir und sieht ihn auch an. Er atmet laut, aber irgendwie beruhigt mich das. Und aus dem Augenwinkel kann ich sehen, dass er lächelt. Dieser Mann sprüht vor Optimismus.

Als der Moment richtig ist, wendet er seinen Blick ab und geht zur Tür. »Ich wünsche dir noch einen schönen Tag, bis später mal!«

Ich nicke nur abwesend. Er verlässt den Raum.

Die Vögel zwitschern vor dem Fenster. Mein Blick wandert den zierlichen Körper meines Bruders entlang. Er darf nicht sterben. Sonst werde ich ganz alleine sein.

Ich lausche dem Lied, das seine Lieblingsband trällert, und muss dabei an unsere Kindheit denken. An die Tage, an denen Levin und ich lachend durch den Garten getobt sind. Damals ist alles so unbeschwert gewesen. Ich hätte nie gedacht, dass ich eines Tages an Levins Bett sitzen würde, in einem kahlen Krankenhaus, umgeben von bangenden Angehörigen und gestressten Ärzten.

Die Zeit verrinnt so schnell, vierundzwanzig Stunden klingen nach so viel und sind doch so wenig. Es lohnt sich fast gar nicht aufzustehen, weil die Stunden nach einem Wimpernschlag schon wieder vorbei sind. Doch es gibt auch Tage, da erlebt man so viel, dass man gar keine Zeit hat, alles zu erzählen. Das Leben ist eine Achterbahn: Man glaubt zu wissen, was auf einen zukommt, aber wenn man erst einmal unterwegs ist, wird man doch immer wieder überrascht. Manchmal, da ist

das Leben so paradox, dass etwas Schönes passiert, das gleichzeitig so tieftraurig ist, dass man losweinen könnte. Zum Beispiel am Ende deiner Schulzeit. Du freust dich auf das, was kommt, aber dein Herz hängt noch an der Stimme deiner Lieblingslehrerin und der Farbe der Wände in eurem Klassenzimmer.

Du rennst einen Wettlauf gegen die Zeit, dein Leben lang. Du weißt nie, wann du im Ziel ankommen wirst, du weißt nur eins: Im Ziel wirst du sterben. Dann ist alles vorbei und du wirst nie wieder die Chance bekommen, das nachzuholen, was du versäumt hast. Vielleicht hätte Levin sein Leben intensiver gelebt, wenn er gewusst hätte, dass er mit achtzehn im Koma liegen würde. Niemand hat damit gerechnet. *Mir passiert so etwas nicht, so etwas passiert immer nur den anderen.* Doch irgendjemand muss »die anderen« sein. Und das vergessen wir viel zu oft. Bis wir es eines Tages selber sind.

Meine Gedanken werden durch das Piepen meines Handys unterbrochen. Ich gucke mir die SMS nicht an. Wahrscheinlich ist das sowieso nur eine unnötige Nachricht, die dazu dient, Langeweile zu bekämpfen. Die meisten meiner Klassenkameraden haben verlernt, richtig zu leben, und vergeuden ihre Zeit mit WhatsApp und Facebook. Wir sind zu einer verschwenderischen Gesellschaft geworden. Nichts hält für immer. Das merkt man spätestens, wenn man an einem Bett sitzt und jemanden vor sich liegen hat, der verlernt hat, wie das Atmen funktioniert. Vielleicht wird Levin sterben. Vielleicht werden uns die Ärzte bald ans Herz legen, dass es besser wäre, wenn wir die Maschinen abstellen lassen. Er wird von uns gehen. Einfach sterben und von dieser Welt verschwinden, als hätte es ihn nie gegeben. Wie eine Seifenblase, die zerplatzt und danach nicht mehr existiert. Nach kürzester Zeit verwischen auch die letzten Wassersprenkel und nichts erinnert mehr an die wunderschöne Blase aus Seife.

Ich wünschte, Levin würde wenigstens noch von alleine atmen können. Ich würde ihn waschen und füttern, doch es tut so weh, dass er von Maschinen am Leben gehalten werden muss. Aber ich bringe es nicht übers Herz, ihn gehen zu lassen. Dann hätte ich das letzte Fünkchen Leben aus ihm herausgerissen, das noch in ihm schwirrt. Meine Eltern würden ihren Sohn auch nicht einfach so aufgeben. Sie kommen ihn zwar nicht täglich besuchen, aber das auch nur, weil es ihnen weh tut, ihn so zu sehen. Still und heimlich trauern sie sehr um ihn.

Jeden Tag komme ich nach der Schule und leiste Levin Gesellschaft. Vielleicht kämpfe ich einen Kampf, der schon längst verloren ist. Doch das weiß ich erst am Ende, wenn einer von uns k. o. am Boden liegt. Also muss ich weiterkämpfen und alles geben. Für Levin.

Ich lehne mich zurück und betrachte die Linien, die mir zeigen sollen, dass Levins Herz noch schlägt. Diese Maschine ist die einzige Konstante, bei der sich zum Glück nichts verändert. Manchmal ist es eben auch vorteilhaft, wenn die Uhr des Lebens stehen bleibt, und eigentlich sollte mich dieser Anblick beruhigen. Er liegt im Koma, damit sich sein Gehirn von dem Unfall erholen kann. Vielleicht braucht sein Kopf noch einige Zeit, um sich von dem Schädel-Hirn-Trauma zu erholen, aber er lebt. Das ist es, was zählt, auch wenn es Momente gibt, in denen sich dieses Bild nicht wirklich glaubhaft in meinem Kopf einprägen will. Meine Eltern haben gesagt, dass es sein kann, dass Levin es nicht schafft, sich zu regenerieren, und dass sie dann die Maschinen abstellen müssen. Doch das würde ich nicht verkraften.

Ich konzentriere mich wieder auf die Stimmen des Sängers. Früher hat Levin diese Rockband geliebt. Immer, wenn ich in sein Zimmer gekommen bin, lief diese Band. Ich habe seine Stimme verabscheut. Sie klingt viel zu laut und zu schrill, ich

bin eher eine Freundin der leisen Töne. Doch jetzt, wo mein Bruder im Koma liegt, wünsche ich mir nichts sehnlicher, als noch ein einziges Mal sein Zimmer zu betreten und dieses Lied zu hören, während er verschlafen auf dem Bett liegt und ganz in die Musik versunken ist. Mir entweicht ein bitteres Lachen, obwohl niemand im Raum ist. Zumindest niemand, der in der Lage dazu ist, die Geräusche, die ich von mir gebe, wahrzunehmen. Ich komme in sein Zimmer. Er liegt im Bett. Irgendwie ist er auch verschlafen. Und doch erinnert rein gar nichts mehr an den Levin von früher, der sein Leben so lebt, wie er gerade Lust drauf hat. Er atmet nicht mehr. Er schläft auch nicht. Das könnte er ja auch zu Hause machen. Er muss irgendwo zwischen Tod und Schlaf schweben, in einer Welt, die nur er kennt. Vielleicht ist diese Welt ein toller Strand mit türkisblauem Wasser und vielen Drinks. Vielleicht hat Levin in dieser Welt gerade den Spaß seines Lebens, und das ist der Grund, warum Hannes immer sagt, dass es besser für ihn ist, wenn er noch ein bisschen im Koma liegen bleibt. Ich weiß nicht, was es bedeutet, im Koma zu liegen. Er ist nicht tot und er schläft auch nicht. Er lebt irgendwo dazwischen und niemand weiß, wo.

Ich erinnere mich an unseren letzten Sommerurlaub mit der ganzen Familie. Der Sand hat sich angefühlt, als würde ich eine heiße Herdplatte anfassen, weil die Sonne ihn so sehr erhitzt hatte. Das Wasser war so warm wie in einer Badewanne und ich musste ständig aufpassen, dass ich mir keinen Sonnenbrand hole. Immer wieder sind die jungen Kellner bei uns vorbeigekommen und haben uns Getränke angeboten. Der Urlaub war toll. Levin hat sich immer gewünscht, dass wir diese Reise nächstes Jahr wiederholen. Vielleicht ist er jetzt ja genau dort. Dann wird er bestimmt viel zu erzählen haben, wenn er nach Hause kommt. Aber vielleicht ist er auch einfach an einem Ort, den niemand von uns kennt und den niemand

beschreiben kann. Ein Ort, der für immer im Verborgenen bleiben wird. Vielleicht wird er eines Tages von seiner Reise aus dieser Welt zurückkehren und dann wird er mir sagen, was er dort alles erlebt hat. In der Welt zwischen Leben und Tod.

Ich nehme ihm die Kopfhörer aus dem Ohr und stelle die Musik aus. Es ist an der Zeit, nach Hause zu gehen. Ich gebe ihm noch einen Kuss auf seine trockene Wange, verspreche ihm, dass ich morgen wiederkommen werde, und gehe. Es fühlt sich komisch an, das Zimmer zu verlassen und nicht zu wissen, ob er morgen noch leben wird. Dieses flaue Gefühl in meinem Bauch ist jeden Abend da, aber ich rede mir ein, dass Levin auch morgen noch hier sein wird. So wie seit 48 Tagen.

Im Aufzug steht mir ein Junge in meinem Alter gegenüber. Die Frau, die neben ihm im Rollstuhl sitzt, ist bestimmt seine Mutter. Sie hat keine Haare mehr auf dem Kopf. Mit Sicherheit hat sie Krebs. Sie unterhalten sich gerade darüber, wie die Waschmaschine funktioniert. Etwas so Alltägliches wie das Waschen von Wäsche bekommt plötzlich einen so traurigen Beigeschmack. Sie erklärt ihrem Sohn, wie er seine Wäsche waschen kann, weil sie selber nicht mehr in der Lage dazu ist.

»Und vergiss nicht, bei Aldi ist das Waschmittel am billigsten«, sagt sie mit einem müden Lachen auf den Lippen. Sie versucht, ihren Sohn aufzumuntern. Auch über seine Lippen huscht ein kleines Lächeln. Sie sieht glücklich aus. Vielleicht ist Humor die beste Medizin.

Ihr Sohn sieht müde aus. Ich sehe ihm an, dass er versucht, sich vor seiner Mutter nichts anmerken zu lassen, aber ich kenne dieses Schauspiel genau und weiß, wann hier jemand wirklich lacht und wann er es einfach nur für jemand anderen vorspielt. Genau diese Stärke macht den Jungen irgendwie interessant. Ich weiß genau, wie er sich im Augenblick fühlt.

»Tschüs!«, sagt seine Mutter zu mir, als die beiden aussteigen und sie ihren gebrechlichen Körper noch ein bisschen tiefer in die Sitzfläche sinken lässt. Ich antworte ihr nicht. Ich senke meinen Blick und tue so, als hätte ich sie nicht gehört. Ich hoffe, dass sie mir das abkauft. Im Augenwinkel erkenne ich, dass sie mich verwirrt ansieht, dann dreht sie sich wieder um und betrachtet aus müden Augen den Gang, den sie wahrscheinlich im Schlaf noch auswendig kennt. Die Tür schließt sich und ich fahre weiter. »Was war das bitte für ein unfreundliches Weib!«, denkt sie wahrscheinlich, und ich kann es nachvollziehen. Es tut mir leid. Es tut mir so verdammt leid.

Kapitel 2



Meine Mutter steht in der Küche und raucht. Sie hat vorher nie geraucht, erst seit Levin im Koma liegt. Seit 48 Tagen. Der Qualm umhüllt meinen Körper wie ein dünnes, unbequemes Kleid und schwebt träge durch den Raum. Ich huste. Sie auch. Mein Blick huscht über das Obst auf dem Tresen. Ich nehme mir einen Apfel und stelle mich neben sie.

»Hör auf zu rauchen, Mama.« Ich versuche seit Tagen, ihr das Rauchen auszureden. Davon wacht mein Bruder schließlich auch nicht auf. Am Ende verliere ich meine Mutter an Lungenkrebs und sie erlebt gar nicht mehr mit, wie Levin aus dem Koma erwacht. Doch die Worte prallen an ihr ab wie Regentropfen an einer Fensterscheibe.

Sie nimmt einen tiefen Zug. Ich sehe sie an, aber sie erwidert meinen Blick nicht. Meine Mutter stößt die Luft wieder aus. Ich wedle den Rauch theatralisch von mir weg. Sie zieht ein weiteres Mal an ihrem Glimmstängel. Ich löse meinen Blick nicht von ihr. Irgendwann wird sie mir nicht mehr ausweichen können.

»Es beruhigt mich. Und das weißt du, Ella. Hör auf, mir ständig vorschreiben zu wollen, ob ich rauche oder nicht. Ich bin kein kleines Kind!« Sie nimmt einen weiteren Zug. Extra lang. Extra tief.

»Dann mach meditatives Malen oder fang an zu puzzeln. Das beruhigt dich bestimmt auch.« Ich weiß genau, dass sie so was nicht mag, aber alles ist besser, als ständig dieses Gift einzuatmen. Ich beiße in meinen Apfel.

»Nein. Ich rauche, wenn ich rauchen möchte. Und jetzt hör auf, mit mir darüber zu diskutieren!« Sie drückt die halbe Zigarette im Aschenbecher aus und fährt sich einmal durch ihre ungepflegten Haare. Ihr Ansatz schimmert schwarz hervor, doch sie hat momentan keinen Nerv dafür, ihre Haare nachzufärben. Auch ein Statement an Levin. *Meine volle Aufmerksamkeit gehört dir.* Ob ihm das hilft, ist eine andere Sache. Ich gucke ihr tief in die Augen.

»Willst du sterben?«, frage ich. Es ist das erste Mal, dass ich so direkt bin. Eigentlich bin ich dieser Frage in den letzten Tagen gekonnt aus dem Weg gegangen. Doch das Thema Tod ist plötzlich mein ständiger Begleiter – wie eine nervige Fliege, die niemand bei sich haben will, die aber doch immer da ist. Ich hätte selber sterben können, schließlich habe ich auch in diesem Auto gesessen. Levin könnte sterben. Jeden Tag. Und meine Mutter macht Dinge, die zum Tod führen können. Wir alle werden auf Schritt und Tritt vom Tod verfolgt. Sie wendet den Blick von mir ab.

Ich betrachte penetrant weiter ihr Profil und hoffe, dass sie mich nicht ignorieren wird. Sie wischt über die Arbeitsplatte, obwohl diese schon längst vor Sauberkeit blitzt. Ihre Wangen sind kreidebleich, als würde sie mir damit zeigen wollen, dass sie innerlich schon tot ist.

Sie schweigt. Ich bin mir nicht sicher, ob sie mir antworten wird. Vielleicht ist meine Frage zu hart gewesen. Vielleicht fällt ihr aber auch gerade zum ersten Mal auf, dass sie sich Stück für Stück umbringt. Ich bleibe weiter standhaft. Langsam kommt sie ins Wanken und ich komme mir vor, als würde sie sich an jeden Strohalm klammern. Meine Mutter seufzt. Sie geht ein paar Schritte von mir weg und tut so, als müsse sie jetzt die Spüle polieren. Ich lasse ihr diesen Abstand, wenn es das ist, was sie braucht.

»Mama ...«, setze ich noch einmal an.

Sie hebt ihren Blick nicht. »Lass es, Ella. Ich weiß, was ich tue. Helmut Schmidt hat jahrzehntelang geraucht. Hatte er Lungenkrebs oder Ähnliches? Nein!« Sie nimmt die nächste Zigarette aus der Schachtel. Stressbewältigung.

»Glaubst du, dass die Hersteller zum Spaß auf die Verpackung schreiben, dass diese Dinge tödlich sind?«

Sie lässt sich wieder lange Zeit, um mir zu antworten. Eine Rauchwolke kommt aus ihrem Mund. Die ganze Küche wird umhüllt von einem grauen Schleier. Ich öffne das Fenster.

»Nein«, kommt eine knappe Antwort aus ihrem Mund. Jetzt wischt sie über das Ceran-Feld.

»Mama, ich mache mir doch nur Sorgen um dich! Es reicht, wenn Levin im Koma liegt.« Mir vergeht der Appetit und ich entsorge meinen angebissenen Apfel im Mülleimer. »Wenn er stirbt, musst du für ihn mit leben. Und das geht nur kerngesund.«

Es ist nicht fair von mir, ihr so deutlich zu machen, dass das Leben meines Bruders am seidenen Faden hängt, weil ich weiß, wie weh ihr das tut, aber ich weiß mir nicht mehr anders zu helfen. Ich will sie nicht verlieren.

Ich weiß genau, dass sie darauf nicht antworten wird. Ich sehe, dass eine kleine Träne ihre Wange entlangläuft. Das tut mir weh, aber vielleicht kommt sie nur so zur Vernunft. Da muss sie jetzt durch. Sie wäscht den Putzlappen aus und geht ins Wohnzimmer, um die Zeitschriften, die dort liegen, zum gefühlt hundertsten Mal zu ordnen. Heute vielleicht nach dem Alphabet.

Ich seufze extralaut und nehme den Weg in mein Zimmer.

»Ich rufe dich, wenn es Abendessen gibt!«, ruft mir meine Mutter hinterher. Diesmal bin ich diejenige, die nicht antwortet.

Ich setze mich an meinen Schreibtisch und versuche, mich auf meine Geschichtshausaufgaben zu konzentrieren. Eigentlich ist das, was wir gerade machen, echt interessant. Wirtschaftswunder-Zeit. Ich lese mir den Text über Ludwig Erhard durch. Meine Gedanken fliegen immer wieder zu meinem Bruder. Ob bei ihm gerade alles in Ordnung ist? Was er wohl dazu sagen würde, wenn er sehen könnte, wie sehr sich meine Mutter verändert hat? Würde sie auf ihn hören und das Rauchen aufgeben? Zu viele Gedanken spuken in meinem Kopf herum.

Nach zwanzig Minuten schlage ich mein Buch zu und werfe mich auf mein Bett. Meine Füße tun weh und ich streife meine Schuhe ab. Meine Chucks fliegen in die Ecke. Ich habe keine Lust, aufzustehen und sie aufzuheben, deshalb lasse ich sie einfach dort liegen und lehne mich zurück. Wie gerne würde ich mich jetzt zu Levin ins Bett mummeln, zwischen leere Pizzakartons und dreckige Socken. Doch das geht nicht. Und in seinem neuen Zimmer ist es ekelhaft steril. Ich hätte nie gedacht, dass ich das einmal denken würde, aber ich will seinen Dreck zurück.

Eine Fliege surrt durch mein Zimmer. Sie ist die Einzige, die einen Ton von sich gibt, und doch fühle ich mich, als würde ich mich auf einem Rockkonzert befinden. Am liebsten würde ich wegrennen und vor dem Lärm fliehen, aber ich bin gefangen. Ich kann nicht rennen. Denn egal, wohin ich laufe, der Krach wird mich immer verfolgen. Gespeichert in mir drin wie eine Kassette, die immer wieder von vorne beginnt mit einer Musik, die niemand hören will.

Die Fliege ist genug geflogen und setzt sich auf ein Buch, das auf meinem Nachttisch liegt. Ich sehe ihr dabei zu. Eigentlich nervt mich ihre Anwesenheit, aber ich habe keine Lust, mich gegen sie zu wehren.

Müde fallen meine Augen zu. Ich träume davon, dass die Ärzte Levins Maschinen abstellen wollen und dass meine

Mutter stirbt, weil sie zu viel raucht. Als ich wieder aufwache, bin ich klatschnass geschwitzt und meine Wangen fühlen sich klebrig an. Ich muss wohl im Schlaf geweint haben.

Im Badezimmer mache ich mich wieder frisch. Levins Parfüm steht auf der Ablage. Seit 48 Tagen unbenutzt. Manchmal rieche ich daran, um mich an ihn zu erinnern. Mittlerweile riecht mein Bruder nur noch nach Desinfektionsmittel. Ich vermisste das Parfüm auf seiner Haut. Ich könnte ihn mal damit einsprühen, um mir das Gefühl zu geben, dass alles noch genauso ist wie vor dem Unfall. Aber damit würde ich mich nur selbst belügen. Ich werfe einen kurzen Blick in den Spiegel. Der Pickel an meinem Kinn ist gerade mein kleinstes Problem. Andere in meinem Alter würden jetzt wahrscheinlich einen hysterischen Anfall bekommen; genauso, wie wenn sie sehen würden, wie strähnig meine braunen Haare in meinem kleinen Pferdeschwanz hängen. Doch ich bin nicht wie die anderen.

Ich trockne meine Hände ab. Als ich zurück in mein Zimmer gehen möchte, höre ich meine Mutter von unten rufen, dass das Essen gleich fertig ist. Der Duft verteilt sich im ganzen Haus. Sie konnte schon immer gut kochen, aber seit Levin nicht mehr da ist, stürzt sie sich nicht nur in die Hausarbeit, sondern probiert auch ständig neue Rezepte aus und will diese perfektionieren. Es ist, als ob sie versucht, ständig in Bewegung zu sein und immer etwas zu tun zu haben, um nicht an das zu denken, was für uns alle so unausweichlich ist. Levin.

Ich gehe die Treppe hinunter. Mein Vater ist schon da. Er sitzt auf dem Sofa und blättert durch Akten, die er aus dem Büro mit nach Hause gebracht hat.

»Hallo, Papa«, sage ich, als ich das Zimmer betrete.

»Na, mein Schatz, wie war dein Tag?«, fragt er. Er sieht von dem Blätterhaufen hoch.

»Wie immer. Ich war heute wieder bei Levin.« Ich setze mich neben ihn. »Wann kommt ihr mal wieder mit ins Krankenhaus?«, frage ich. Ich weiß, dass er nur ungern darüber redet, aber ich finde, dass mein Bruder es verdient hat, dass seine Eltern ihn besuchen. Er spürt ihre Anwesenheit bestimmt und merkt, dass wir für ihn da sind. Das gibt ihm mit Sicherheit viel Kraft – und die hat er im Moment mehr als nötig.

Mein Vater überlegt einen Moment, wie er der Situation am sanftesten ausweichen kann, das sehe ich ihm an. Ich wende meinen Blick von ihm ab und betrachte den Papierstapel vor ihm. So viel Arbeit, so viele Möglichkeiten, um nicht an Levin denken zu müssen. Er atmet tief durch, bevor er zu sprechen beginnt.

»Mal sehen. Ich hab im Moment sehr viel auf der Arbeit zu tun, da stehen viele neue Projekte an. Aber bald werden wir zu ihm ins Krankenhaus fahren, versprochen.« Er widmet sich wieder seinen Akten. Ich belasse unser Gespräch dabei, auch wenn ich der Meinung bin, dass sein Sohn eine höhere Priorität haben sollte als seine Arbeit. Ich wünsche mir, dass er seine Arbeit einmal beiseitelegen und mit ins Krankenhaus kommen würde. Ich bin mir sicher, dass das auch Levins Wunsch wäre. Aber eine weitere Diskussion mit einem meiner beharrlichen Eltern kann ich heute nicht gebrauchen.

»Wie war denn dein Tag, Papa?«, wechsle ich das Thema. Über meine Lippen huscht ein Lächeln, und ich setze mich in den Schneidersitz, so dass meine Augen sein Profil betrachten können. Er kauft mir das Bild tatsächlich ab und geht darauf ein. Ich sollte über eine Schauspielkarriere nachdenken.

»Nichts Neues, viel Arbeit, viele Sorgen und Gedanken.« Seine blauen Augen sehen müde und leer aus. Ich lehne mich an ihn und lege meinen Kopf auf seine Schulter.

»Er schafft das, Papa. Levin ist stark. Wir müssen nur für ihn da sein.«

Mein Vater nickt. Es entsteht ein Moment der Stille. Wir wissen beide, dass wir an meinen Bruder denken. Und das macht diesen Augenblick so schön und auf der anderen Seite tieftraurig. In diesem Augenblick fehlen sein Lachen und seine Stimme, andererseits habe ich das Gefühl, dass Levin in unserer Mitte ist. Nicht körperlich, aber in unseren Herzen.

»Kommt ihr? Das Essen ist fertig!«, ruft meine Mutter aus der Küche. Ich warte zehn Sekunden, sauge den Moment noch einmal tief auf, und als ich das Gefühl habe, dass der Augenblick der richtige ist, stehe ich auf und gehe ins Esszimmer. Mein Vater folgt mir schweigend.

Meine Mutter verteilt erst die Kartoffeln, dann das Fleisch und zum Schluss den Salat. Als sie damit fertig ist, beginnt sie sofort zu essen. Es sollen bloß keine Ruhepausen entstehen, bloß keine Augenblicke, in denen sich Stille ausbreitet.

»Was hast du heute so gemacht, Ella?«, fragt sie mit vollem Mund. Ich wundere mich darüber, dass meine Mutter das Thema von sich aus anspricht. Sie weiß genau, dass ich bei Levin gewesen bin. Doch wahrscheinlich hält sie es für ihre Pflicht, diese Frage zu stellen. Vielleicht hofft sie ja auch, dass ich heute einmal bei meiner besten Freundin Charlotte war. Sie sieht ziemlich gequält aus.

»Ich war bei Levin«, antworte ich.

»Wie geht es ihm?«, fragt mein Vater. Er isst dabei weiter, als würden wir uns gerade über das Wetter unterhalten. Meine Mutter wird bleich. Sie wäre dieser Frage gerne aus dem Weg gegangen.

Ich räuspere mich. »Es geht ihm gut genug, dass die Ärzte die Maschinen nicht abstellen wollen, und schlecht genug, dass er im Koma liegt.« Er merkt, dass ich die Frage blöd finde.

Wie soll es meinem Bruder schon gehen? Wir haben einen Unfall gehabt und er liegt seit Wochen im Koma.

»Vielleicht hilft es ihm ja, wenn ihr ihn auch mal wieder besuchen geht«, schlage ich vor. Eine gute Möglichkeit, um das Thema noch einmal anzusprechen. Das hat mein Vater jetzt davon.

»Das würde er doch überhaupt nicht merken. Er merkt überhaupt nichts. Vollkommen egal, ob wir jetzt da sind oder nicht ...« Meine Mutter streicht sich nervös eine ihrer blonden Haarsträhnen aus dem Gesicht. Sie fixiert ihren Teller.

»Mama, du weißt genau, dass es nicht darum geht, ob Levin etwas spürt oder nicht. Es geht einfach darum, dass wir bei ihm sind. Ich bin jeden Tag da und spiele ihm immer wieder sein Lieblingslied vor. Mir ist bewusst, dass er es nicht wahrnimmt, aber es geht darum, dass ich in seiner schwersten Zeit an seiner Seite stehe und zumindest mir selbst das Gefühl gebe, ein Stückchen Normalität zu haben!«

Mein Vater räuspert sich. »Ella ...« Er bricht seinen Satz ab. Ich sehe ihm in die Augen.

»Er braucht auch dich, Papa. Spiel ihm zum Beispiel ein Bundesligaspiel vor. Vielleicht wird er nicht sehen, dass du da bist, aber er wird es spüren. Dass irgendjemand für ihn da ist, auch wenn er nicht sieht, wer. Aber genau das wird ihm die Kraft geben, sich wieder komplett zu regenerieren. Ihr müsst ihn in seinem Kampf gegen das Koma unterstützen. Ihr seid seine Eltern!« Ich kaue auf meiner Kartoffel. Sie ist mittlerweile mehr Kartoffelbrei als alles andere, aber ich habe keine Lust, sie runterzuschlucken.

»Ella, du stellst dir das viel zu einfach vor. Denkst du nicht, dass ich mir wünschen würde, dass ich genau wie du die Kraft dazu hätte, jeden Tag an seinem Bett zu sitzen? Aber ich schaffe es einfach nicht!« Meine Mutter zieht die Nase hoch. Das Salatblatt passt nicht in ihren Mund hinein und sie schnei-

det es in der Mitte durch. Eine weitere Beschäftigung. Bald wird sie uns das Essen wahrscheinlich mundgerecht servieren wie im Seniorenheim, damit ihr bloß nicht die Arbeit ausgeht. Gleich nach dem Essen kann sie direkt beginnen zu spülen und sich danach der Wäsche widmen.

»Es fällt keinem Angehörigen leicht, einen Komapatienten zu besuchen. Aber sie sitzen Tag für Tag tapfer an den Betten ihrer Familienmitglieder und hoffen, bangen und beten. Niemand ist in dem Moment glücklich, aber sie schaffen es alle.« Ich gucke erst zu meiner Mutter, dann zu meinem Vater. »Ihr könnt nicht davor wegrennen, dass Levin im Koma liegt. Und ich bin mir sicher, dass er es spürt, wenn ihr für ihn da seid.« Ich lächle aufmunternd. Für meinen Bruder.

»Ella, es reicht jetzt«, sagt meine Mutter. Sie versucht, sauer zu klingen, aber ich höre ihr an, dass sie mit den Tränen kämpft. Deswegen schweige ich lieber. Ihr Blick wandert zu dem leeren Platz, auf dem er sonst immer gesessen hat. Das ist einer der Momente, die sie am meisten hasst. Momente, in denen sie Zeit hat, nachzudenken. Momente, in denen eine Leere entsteht und ihre Gedanken die Chance haben, zu Levin zu fliegen.

Als auch mein Vater seinen letzten Bissen aufgegessen hat, beginnt sie sofort, den Tisch abzuräumen. Ich stehe auch auf und lasse meinen Vater alleine.

Mehr unter forever.ullstein.de